

# Sozialpolitik



## Organ des Verbandes der graphischen Hilfs- Arbeiter und -Arbeiterinnen Deutschlands

Erscheint wöchentlich Sonnabends • Bezugspreis monatlich 0,50 RM. ohne die Bestellgebühr • Anzeigen: die 3gespaltene Petitzeile 1,- RM. Todes- und Versammlungsanzeigen die Zeile 0,10 RM. • Sämtliche Postanstalten nehmen Abonnements an • Nur Postbezug ist zulässig

Nr. 46 • 35. Jahrgang

Berlin, den 16. November 1929

### Keine bequemen Vorurteile

Wir sind verpflichtet, uns ein Bild von der wirtschaftlichen Lage zu machen unter Beobachtung allen Materials, das verfügbar ist. Es ist ja im Grunde wenig, und unser Wissen reicht nicht aus, um ein umfassendes und doch in allen Einzelheiten richtiges Bild des Wirtschaftsgebäudes zu zeichnen, denn dieses Gebäude ist von so viel Schleiern umhüllt, daß wir nur Teile überblicken können. Wenn wir das Bild trotzdem zeichnen, so müssen wir eben konstruieren.

So schreibt sehr richtig Professor Paul Herberg in seiner Schrift „Die deutsche Wirtschaft“, die eine erweiterte Niederschrift seines im Allgemeinen Verband der deutschen Kantangestellten kürzlich gehaltenen Vortrages darstellt. Jeder, der sich ein Gesamtbild von der deutschen Wirtschaft zu machen bemüht, einerlei ob Praktiker oder Theoretiker, wird diese Worte Herbergs unterschreiben können. Mit besonderem Interesse wird man die Ausführungen eines Professors lesen, der wie Paul Herberg zu den leider sehr wenigen gehört, die bemüht sind, die Wirtschaft vom Gesichtspunkt der breiten Masse der Bevölkerung zu sehen.

Die Darstellung Herbergs gewinnt vor allem dadurch an Wert, daß die von ihm erhobene Mahnung: „Wir sollten uns nicht fangen lassen von den bequemen Vorurteilen“, von ihm selbst weitgehend beachtet wird. Herberg ist einer der wenigen, für die die allgemeine Meinung an sich nicht ohne Wertes zu Recht besteht, die immer wieder prüfen, inwieweit das allgemein gegebene Bild des deutschen Wirtschaftslebens tatsächlich paßt. Diese seine Einstellung macht Herbergs Ausführungen stets sehr interessant, hierin liegt aber auch eine Schwäche. Sieht Herberg Probleme, die in der allgemeinen Diskussion nicht weiter beachtet werden, dann widmet er ihnen meistens eine so große Aufmerksamkeit, daß er fast ihr Gefangener wird, dann läßt er sich von ihnen etwas führen, dann nehmen seine Konstruktionen einen etwas eigenartigen Charakter an. Doch jedesmal bringt er hierbei so interessante Gesichtspunkte, daß es sich lohnt, auch an dieser Stelle einmal diesen Gedankengängen nachzugehen. Wir wollen dabei nicht den Inhalt seines Vortrages wiedergeben, sondern nur auf einige Punkte hinweisen.

Eingehend befaßt er sich mit dem heute oft gehörten Satz: „Eigene Kapitalbildung ist das Gebot der Stunde.“ Er fragt: „Ist nicht die Sekung einer solchen Aufgabe vom Standpunkt des arbeitenden Menschen, der von dem Verkauf seiner Arbeitskraft leben muß, höchst bedenklich und gefährlich?“ Er hält die Frage der Kapitalbildung nicht für so bedeutungsvoll, wie es allgemein hingestellt wird, weil der Bevölkerungsrückgang uns automatisch andere Probleme stellen wird; er glaubt sogar, daß an Stelle des Schlagwortes: „Wohlfahrt ohne Raum“ das „Raum ohne Volk“ treten wird. Der Statistiker Herberg bringt zu diesem Problem eine Fülle interessanter Zahlen. Aus Raumgründen können wir selbstverständlich nur das Ergebnis mitteilen: In der Vorkriegszeit hätte der Bevölkerungszuwachs dem deutschen Arbeitsmarkt jährlich etwa 400 000 Arbeitskräfte neu zugeführt, im laufenden Jahre werden es nur noch 147 000 sein, 1930 gar nur 15 000, in den folgenden drei Jahren werde nicht mit einer Zunahme, sondern mit einem Rückgang um 100 000 zu rechnen sein, bis 1940 werde sich alsdann die jährliche Zunahme zwischen 100 000 und 200 000 bewegen. Dieser abnehmende Zuwachs an Erwerbstätigen bedeute eine wesentliche Entlastung für den Kapitalmarkt. Aber den Umfang dieser Entlastung gibt Herberg leider keine eigene Berechnungen, sondern nur Schätzungen, die er selbst für etwas fragwürdig hält.

Und die Zahl der Arbeitslosen? So fragt sich wohl jeder Leser selbst sofort. Wird es möglich sein, diese Arbeitslosen, begünstigt durch das Moment des Geburtenrückganges, in die Wirtschaft wieder einzureihen, und zwar ohne die Notwendigkeit einer größeren Kapitalbildung? Es ist die empfindlichste Schwäche der Herbergschen Schrift, daß er diese Frage leichtsin ab-

tut; er behauptet, daß die Arbeitslosigkeit weitgehend saison- und konjunkturbedingt sei und daß nur etwa eine halbe Million Arbeitskräfte zuviel in Deutschland seien.

Interessante Ausführungen macht Herberg außerdem zu dem Problem des Absatzes deutscher Erzeugnisse im Auslande und auf dem heimischen Markt. In den Vordergrund dieser Betrachtungen stellt er die Behauptung, daß die Hauptabnehmer deutscher Waren in Deutschland selbst seien, daß höchstens 20 Proz. der Produktion als Ausfuhr über die Grenzen gehen. Aber diese Ausfuhr brauche man sich nach Herberg keine Sorgen zu machen; er hält die Auffassung, daß die deutsche Wirtschaft wegen des Fehlens von Absatzmöglichkeiten im Ausland große Schwierigkeiten erleben werde, für falsch. Auch hier scheint Herberg doch etwas schief zu sehen. Sicherlich würde es eine wesentliche Entlastung des deutschen Arbeitsmarktes zur Folge haben, wenn wir die Ausfuhr noch etwas erhöhen könnten, was uns leider infolge der allgemeinen protektionistischen Politik sehr erschwert wird. Aber den Absatz auf dem heimischen Markt kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß der Güterverbrauch im Inneren ganz beträchtlich gewachsen, dieser gesteigerte Verbrauch aber nicht in der Lebenshaltung der breiten Massen zur vollen Auswirkung gekommen sei, sondern mehr im Ausbau des Produktionsapparates.

Schließlich sei noch kurz auf Herbergs Ausführungen über die Entwicklung des Reallohnes hingewiesen; er hält die bestehenden Statistiken hierüber nicht für ausreichend, vor allem seien bei der Berechnung des Lebenshaltungsindex die einzelnen Posten nicht ihrer Bedeutung gemäß voll gewertet. Nach seiner Meinung müsse der Lebenshaltungsindex auf 175 stehen, somit ist der Reallohn des gelehrten Arbeiters sicherlich nicht gestiegen, für den ungelerten Arbeiter etwa gleichgeblieben. Es ist angebracht worden, daß man Herberg nicht immer in seinen Konstruktionen folgen kann, doch dies hindert nicht, diesem Beitrag zur Deutung der deutschen Wirtschaftslage Anerkennung zu zollen.

Dr. W. Croftopp.

### Die Ausgaben des Arbeiterhaushalts

Das Statistische Reichsamt hat im Jahre 1927/28 die Erhebungen von Wirtschaftsrechnungen auf breiterer Grundlage wiederholt. Sie wurden zum ersten Male im Jahre 1907 durchgeführt. Erfasst wurden diesmal 2086 Haushaltungen (964 Arbeiter-, 509 Beamten-, 559 Angestellten- und 4 sonstige Haushaltungen). Diese Familien erklärten sich bereit, ein Jahr lang, und zwar vom März 1927 bis Februar 1928 ihre sämtlichen Einnahmen und Ausgaben laufend in die vom Statistischen Reichsamt zur Verfügung gestellten Haushaltsbücher einzutragen. Greifen wir speziell die Arbeiterhaushaltungen heraus, so liegen nach „Wirtschaft und Statistik“ den überlieferten 896 Wirtschaftsrechnungen zugrunde. Die Arbeiterhaushaltungen sehen sich im Durchschnitt aus 4,2 Köpfen zusammen. Die Einnahmen und in Arbeitseinkommen und sonstige Einkommen gegliedert. Mit zunehmendem Familieneinkommen sinkt eigenümlicherweise der Anteil des Arbeitseinkommens des Haushaltungsvorstandes. Während das Arbeitseinkommen in der untersten Einkommenstufe (bis unter 2500 M.) 89,1 Proz. des Gesamteinkommens beträgt, macht es in der obersten Einkommenstufe (4300 M. und mehr) nur noch 67,7 Proz. des Gesamteinkommens aus. Die Ehefrauen der untersten Einkommenstufe arbeiten nur in 34,9 Proz. der Haushaltungen und in der Hauptsache nur stundenweise mit. Dagegen verrichten die mitarbeitenden Ehefrauen der oberen Einkommenstufen in 67,7 Proz. der Fälle meistens regelmäßige Beschäftigung mit Lohn- und Gehaltsentlohnungen. Auch die Nebeneinkommen durch Untervermietung oder Kostabgabe sind mit 0,4 Proz. der Gesamteinnahmen bei-

### Mitteilung des Verbandsvorstandes Ausföreibung

Infolge des Ablebens des Kollegen Just (Bielefeld) ist die Stelle des Bezirksangestellten mit dem Sitze in Bielefeld neu zu besetzen.

Nach § 15 Ziffer 14 des Verbandsstatuts wird hiermit die freigewordene Stelle zur Bewerbung ausgeschrieben. An der Bewerbung können sich nur Verbandsmitglieder beteiligen, die mindestens fünf Jahre unserem Verbands angehören, organisatorische und agitatorische Erfahrung besitzen sowie über schriftliche und rednerische Fähigkeiten verfügen.

Handschriftliche Bewerbungen mit Angabe der bisherigen beruflichen und organisatorischen Tätigkeit und des Familienstandes, unter Beifügung eines selbstgeschriebenen Aufsatzes über „Die Aufgaben eines Gewerkschaftsangestellten“, sind bis zum 30. November 1929 an den Verbandsvorstand zu richten. Ein von der Ortsverwaltung des Bewerbers auszustellender Mitgliedschaftsausweis ist der Bewerbung beizufügen.

Der Verbandsvorstand.

J. A. C. Bucher.

den niedrigsten Einkommenstufen am geringsten. In den oberen betragen sie 0,8 Proz.

Interessant ist die Gliederung der Verbrauchsausgaben. Mit dem Wachsen der Einkommen steigt der Anteil, der für Nahrungs- und Genussmittel ausgegeben wird. Dieser Teil der Ausgaben macht in der untersten Einkommenstufe 47,9 Proz. aus. Er verringert sich von Stufe zu Stufe bis auf 41,5 Proz. in der obersten Einkommenstufe. Damit bestätigt sich der Grundsatz, daß mit steigendem Einkommen die Ernährungs- und Genussausgaben zwar absolut steigen, im Verhältnis zu den Gesamtausgaben jedoch zurückgehen. Das gleiche ist bei der Wohnungsmiete der Fall. In den unteren Einkommenstufen betrug die Miete 11,9 Proz., um Stufe zu Stufe auf 8,8 Proz. herunterzugehen. Umgekehrt gestaltet sich das Verhältnis bei den Posten: Bekleidung und Wäsche. Während der kleine Haushalt hierfür pro Jahr 237 M. gleich 10,1 Proz. der Gesamtausgaben verwendet, kann die höchste Einkommenstufe hierfür 732 M. = 14,6 Proz. auswerfen. Der Haushalt von 4300 M. und darüber konnte mehr als dreimal soviel für Bekleidung und Wäsche ausgeben als die geringste Einkommenstufe. Das gleiche Bild bei den Posten Einrichtung und Instandhaltung der Wohnung: die unterste Einkommenstufe 69 M. oder 3,1 Proz. und die höchste 266 M. oder 5,3 Proz. Für Versicherungen war der kleine Haushalt wieder mit 8,8 Proz. am höchsten belastet. Für Bildung gab der kleine Haushalt 40 M. aus, während hierfür in der höchsten Stufe 119 M. ausgegeben wurden. Das gleiche Verhältnis ist bei dem Posten „Erholung“ der Fall. Interessant ist der Posten Ersparnisse. Er betrug in der untersten Einkommenstufe 15,36 M. oder 0,7 Proz. und in der höchsten Einkommenstufe 130,50 M. = 2,6 Proz. der Gesamtausgaben. Ausgemalt ist also folgendes festzustellen: Für Nahrungs- und Genussmittel gibt der kleine Haushalt 47,9, die höchste Einkommenstufe 41,5 aus. Sonstige Lebensbedürfnisse erfordern beim kleinen Haushalt 50,2 Proz. und beim großen Haushalt 54,6 Proz. der Gesamtausgaben. Für Kapitalanlage gibt der kleine Haushalt 17,30 M. oder 0,8 Proz. aus und der größte 142 M. oder 2,8 Proz.

Die Erhebungen des Statistischen Reichsamts zeigen in präzipitierter Weise, wie die Einnahmen verwendet werden. Im ganzen geben sie ein Bild davon, daß die übergroße Mehrzahl der Bevölkerung, weil sie in die unterste Einkommenstufe fällt, nur das Allernotwendigste zu kaufen vermag. Für Bildung, Erholung und sonstige Kultur Ausgaben bleibt in der Regel wenig übrig.

# Gift oder Gerechtigkeit?

Im Berliner Lessing-Theater spielt die „Gruppe junger Schauspieler“ schon seit Wochen ein Stück von Friedrich Wolf, das der Dichter „Chantale“ taufte. Die Handlung dieses Stückes bewegt sich um den § 218 des Strafgesetzbuches, der für „Verbrechen gegen das keimende Leben“ harte Strafen vorsieht. Durch die Dichtung von Friedrich Wolf wurden bisher viele Menschen auf das Elend hingewiesen, das dieser Paragraph über friedliche und liebende Menschen brachte, weil er es ihnen verbietet, die Folgen froh und glücklich verlebter Stunden oder manchmal auch nur weniger unbedachter Sekunden zu beseitigen. Oft genug hat — wie der Dichter es schildert — die Furcht vor Strafe zum Gift greifen lassen, zum Chantale, zum stärksten Gift.

Wie sinnlos und wie zwecklos dieser § 218 ist, geht aus den Angaben des Leiters des Instituts für Frauenkunde in Berlin-Charlottenburg, Prof. Dr. Liepmann, hervor, daß in Deutschland alljährlich etwa eine Million „verbotener“ Aborte vor sich gehen; davon verlaufen schätzungsweise rund 40000 tödlich, und etwa 30000 Abtreibungen führen zu langem Siechtum. Wäre es da nicht gescheiter, den § 218 außer Kraft zu setzen und den Ärzten den Eingriff zu gestatten, wenn die Schwangere es aus irgendwelchen Gründen wünscht? Der „Schrei nach dem Kinde“ wandelt sich jetzt angesichts dieser Tatsachen zu einem „Schrei gegen das Kind“, er wird zu einem Schrei nach Gebärfreiheit, die es dem Weibe gestattet, nach eigenem Willen zu entscheiden, ob es gebären will oder nicht. Der Strafrechtsausschuß des Reichstags bietet leider durch seine Zusammenfassung nicht die Gewähr dafür, daß dieser Paragraph dem Empfinden des Volkes gemäß geändert oder gemildert würde.

Jedoch nicht nur empfindsame Gefühle des Volkes wenden sich gegen die Härte des § 218; nein, auch harte wissenschaftliche Erkenntnisse ärztlicher Autoritäten kämpfen dagegen an. Es ist bemerkenswert, daß gerade ein Namensvetter des vorerwähnten Dichters, der Professor Julius Wolf, einer der besten Käufer in diesem Kampfe ist. Er hält, die gegenwärtige Behandlung der Abtreibung für eine Herausforderung des Rechtsempfindens der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes.“ Professor Wolf ist eine Autorität auf frauenärztlichem Gebiete; er kennt die Nöte der Frauen mit am allerbesten, besser jedenfalls als so mancher Richter und Gesetzgeber, der aus „moralischen Bedenken“ heraus glaubt „bestrafen“ zu müssen.

Mit „Moral“ haben diese für die Betroffenen unergieblichen Fälle aber durchaus nichts zu tun. Es sind gesundheitliche und nicht zuletzt soziale Probleme, die in diesen Fällen der Lösung harren. Durch „bestrafen“ löst man diese Probleme nicht. Professor Julius Wolf hat aus dieser Erkenntnis heraus der deutschen Sektion der Internationalen Gesellschaft für Sexualforschung einen Gesetzentwurf vorgelegt, in dem er die bedingte Straffreiheit der Abtreibung vorsieht. Er will nur die „unbefugte“ Abtreibung und die Beihilfe bestrafen und solche Abtreibung, bei der „Leben und Gesundheit gefährdet“ wird. Straffrei aber soll bleiben die Schwangerschaftsunterbrechung in den ersten drei Monaten bei schwacher Gebärfähigkeit, oder wenn minderwertiger Nachwuchs zu erwarten ist, oder bei wirtschaftlicher Bedrängnis, schließlich auch, wenn schon vier minderjährige Kinder in der Familie am Leben sind.

Man erkennt daraus, daß Professor Wolf im besonderen die Not der Familien der armen Volkskreise berücksichtigt hat. Allerdings macht auch er noch verschiedene Einschränkungen, die nur zu verstehen sind aus seiner Stellung heraus, in der er sich zur vollen Konsequenz nicht durchringen kann. Zimmerlin ist anzuerkennen, daß er in einer medizinischen Zeitschrift auf die Gefahren hinweist, die bei der heutigen Art der Abtreibungen vorhanden sind und Leben und Gesundheit der Frauen aus schwerster Bedrohung. Mit Haarnadeln, Stricknadeln, Federhaken und andern zweifelhaften Instrumenten werden Versuche zur Abtreibung in aller Heimlichkeit unternommen. Verletzungen und Infizierung führen als Folge zu schweren Erkrankungen, oft zum Tode. Sehr selten aber führen solche Versuche zu dem gewünschten Erfolg. Vereinzelt erfolgslos wurden erzielt durch harmlosere Mittel, wie Dampfäder, Massagen, starke Abführmittel, Spülungen mit Essig- oder Seifenwasser. Als besonders gefährlich aber bezeichnet er folgende Mittel zum Einnehmen oder Spülen: Lysoformlösungen, Euphorbiaharz, Phosphor, Arsen, Sublimat. Die Zeugungsorgane erleiden Entzündungen, Wucherungen, Verwachsungen; Gebärmutterkrebs oder andern Unterleibsleiden wird Vorhub geleistet. Manches junge Mädchen, das sich durch Kurpfuscherei einen Eingriff mit Erfolg machen ließ, blieb zu ihrem größten Schmerz zeitlebens unfruchtbar.

Am meist unschädlichen, aber auch wirkungslosen Abtreibungsmitteln nennt Professor Wolf: Kamillen-, Rosmarin-, Walnuß-, Eufasylbus-, Birken-, Eiben-, Bitterkleeblätter, Lavendelblüten, Kalumuszugeln, Baldrian, Myrrhen, Aloe, Chinin, Krauseminze, Muskatnuß, Brombeeren, Hopfen, Safran, Zimt, Rosmarinöl, alles alte, sehr alte Mittel, die verstreut sogar im Volkslied gepriesen werden, wie folgende Verse zeigen:

Rosmarin und Thymian  
wächst in unserm Garten.  
Junger Knaben ist die Braut,  
kann nicht länger warten.  
„Guten Tag, Herr Gärtnermann,  
haben Sie Lavendel,  
Rosmarin und Thymian  
und ein wenig Quendel?“  
„Ja, Madam, das haben wir  
draußen in dem Garten.“

Demnach scheint man auch in alten Zeiten schon das Bestreben gehabt zu haben, unliebsame Folgen des Geschlechtsverkehrs zu beseitigen. Daß man vorbeugende Mittel in uralten Zeiten anwandte, geht aus vielen Stellen in der Bibel hervor. Wir wollen aber die Vergangenheit ruhen lassen, die Gegenwart erfordert dringend die Beantwortung der Frage: Gift oder Gerechtigkeit? Was haben unsere Frauen und Mädchen zu antworten? A. W. u. g!

## Die moderne Tochter im „unmodernen“ Haushalt

„Weißt du, Mutter, nimm doch bloß ein paar von den alten, wackligen Nippfiguren da vom Bertilo herunter. Das ganze Ding steht voll. Sollst sie ja nicht alle fortwerfen, nein, eins oder zwei oder drei kannst du ja stehen lassen. . . So, nun siehst es doch schon viel netter aus, nicht? Und die schrecklichen Papierblumen mit den Chenillegräsern dort! Mein Gott, Mutter, ich kann das gar nicht mehr sehen.“

Und erstaunt guckt die Mutter auf, unmutig blickt sie auf die Neunzehnjährige, und ärgert sich fährt sie auf: „Was fällt dir ein? Alles alte Andenken! Daß das so stehen, wie es dreißig Jahre lang gestanden hat. Hier habe ich zu bestimmen.“ Und abends sagt Vater zu ihren Augen: „Was? Das paßt dir wohl nicht mehr hier bei uns zu Hause, wie? Ist dir wohl nicht fein genug? Dann geh man ganz ins bekümmerte Sportklub oder zu deinen Freunden und Freundinnen vom Büro.“

„Und das Möbel, das tagsüber in einem von den großen Warenpalästen unter all den schönen, geschmackvollen Dingen steht, sie verkauft, sie bewundert, seinen Geschmack da verfeinert und bildet — oder das tagsüber in einem großen Bürohause sitzt, schreibt oder tippt, von Menschen, die viel gelesen und gelernt haben, dicktiert bekommt — in den Pausen mit Kolleginnen und Kollegen über Dinge plaudert, an die man im Elternhause manchmal im Traume nicht denkt — das abends sogar häußig noch Kurse und Vorträge besucht, um sich weiterzubilden, damit es doch nun einmal in diesem furchtbaren heftigen Kampfe um Dasein nicht dem Wissenden unterliegt — das Möbel senkt resigniert den Kopf und ist froh, wenn es weiß, wo es Menschen findet, die es mehr verstehen.“

„Ja, liebe Mutter, es ist nun mal so. Da seht du beim Vater durch, daß das Möbel was lernt. Da bist du stolz, daß du zu Frau Müller sagen kannst: „Oh, meine Tochter hat was gelernt! Die ist jetzt Sekretärin oder erste Verkäuferin oder gar Aufsichtsbame irgendwo und verdient das und das.“ Ist's nicht so? Und wenn sie dir dann manchmal von ihrem tatsächlichen Mehrwissen ein bißel aufdrängen will, weil sie sich freut, daß sie auch etwas wiedergeben kann, weil sie möchte, daß die Mutter mit der neuen Zeit Schritt hält, damit sie auch zu Hause von dem Geist spürt, der sie den ganzen Tag draußen umweht, dann — bist du gekränkt. Dann — ist deine Tochter deiner Meinung nach anmaßend, undankbar. Dann — will (so denkst du) „das Ei klüger sein als die Henne“.“

Liebe Mutter, das mit dem Bertilo war nur ein kleines Beispiel. Du sollst natürlich nicht alles unerkennend lassen zu Hause. Du sollst natürlich nicht nur Dienstmote deiner Tochter sein, wie es so viele Mütter grundfalsch tun. Ich bin überhaupt überzeugt, fast jede Mutter kann besser schauen, waschen, sparsamer kochen als die moderne berufstätige Tochter. Und ebenso weiß es diese.

Aber du solltest nicht einfach ablehnen, wenn sie kommt und sagt: „Mutter, wir wollen das jetzt mal auf eine neue Art machen“ oder „Mutter, das hat man jetzt nicht mehr, das hat man so, denn erstens ist es praktischer und zweitens ist es schöner.“ Du solltest das nicht ablehnen, wenn es sich um Fragen des Geschmacks, des Stils handelt. Der ist in unserer Zeit ein ganz, ganz anderer geworden.

Das ist kein Fremdwerden deines Kindes im Hause. Noch nicht! Zum Gegenteil, das ist der Wille, das Zu-

hause zu behalten! Sich das Heim noch lieber, noch heimlicher zu machen! Verstehst das nicht falsch, ihr Mütter! Helft da euren Kindern, daß sie, die wirklich hart heran müssen draußen auf der Arbeitsstätte, ein sie verstehendes Mutterherz finden. Du mußt mitgehen, Mutter!

Du mußt dich noch einmal so in sie hinein fühlen, wie damals, als du ihre Sprache noch nicht verstehen konntest, als sie noch „lala“ und „dada“ sagten. Viel anders mag mancher der Mütter heute die Sprache der Jugend auch noch nicht klingen. Aber so, wie du damals manchmal zweimal hordern und nachdenken mußt, liebe Mutter, so horche jetzt auf die Sprache unserer neuen Zeit, unserer ganzen jungen Welt, und — je freudiger du da mitgehst, desto länger wirst du deiner Tochter eine mütterliche Freundin sein. Desto länger wirst du sie behalten — das Schönste wohl, was sich eine Mutter wünschen kann. M a r g. S c h ä f e r.

## Die schlechter entlohnte Frauenarbeit

Der ständige Ausschuß für Frauenarbeit des Internationalen Frauenbundes hat kürzlich eine Umfrage veranstaltet, die von 16 Staaten beantwortet wurde. Aus diesen Antworten geht hervor, daß die Frauenarbeit in den meisten Industrieländern wesentlich schlechter bezahlt wird als die Männerarbeit. Der Grundlohn, „Gleicher Lohn für gleiche Leistung“ ist also nirgends zur Durchführung gekommen. In Deutschland ist der Unterschied sehr groß. Im Durchschnitt erhalten Arbeiterinnen nur 60 bis 75 Proz. der Löhne, die für männliche Arbeitskräfte der gleichen Vorbildung und der gleichen Gruppe gezahlt werden. Auch in Großbritannien ist ein Unterschied, wenn auch nicht in der Höhe, vorhanden. In der englischen Textilindustrie sind die Stücklohnätze die gleichen für beide Geschlechter, wenn Männer und Frauen die gleiche Arbeit leisten. Aus Holland wird berichtet, daß die Frauenlöhne durchschnittlich im ganzen Lande hinter den Männerlöhnen zurückbleiben. In der Konfektion und Schneiderei Kanada s überlegen die Männer- die Frauenlöhne durchschnittlich um 20 bis 50 Proz. In der „Vossischen Zeitung“, deren Nr. 448 wir diese Angaben entnehmen, heißt es bei Kanada: „Diese Unterschiede sind geringer, wo die Gewerkschaften Abmachungen mit den Arbeitgebern getroffen haben, höher, wo solche Abmachungen fehlen.“ Das ist deutlich genug. In der Textil- und Schuhindustrie Norwegens beträgt der Stundenlohn in der erstenkategorie für Männer 142,2 Ore, für Frauen 79,6 Ore, in der zweiten für Männer 148 und für Frauen 90 Ore. Der Unterschied ist also hier sehr groß. Sehr bedeutend ist auch der Unterschied in Dänemark. Der Durchschnittslohn der gelernten Facharbeiter beträgt 54,72 Schilling und der der gelernten Facharbeiterinnen 25,72 Schilling. In Polen beträgt der Unterschied zwischen Männer- und Frauenlohn 30 bis 50 Proz. In der Schweiz verdienen die Frauen ebenfalls weniger. In der Nahrungsmittelindustrie beträgt der Lohn ungelerner Arbeiterinnen 65 bis 75 Proz. und in der Feingerberei nur etwa 45 Proz. der Männerlöhne bei gleicher Arbeit. Interessant ist es, was über die Vereinigten Staaten von Nordamerika berichtet wird:

„Selbst in den Vereinigten Staaten besteht der gleiche Unterschied wie in den Industrieländern des alten Europa. Die kurze und bündige Antwort auf den ausgesandten Fragebogen lautete: Der Unterschied zwischen einem Biertel und der Hälfte.“ Das schlägt sogar alles, was in Europa festgestellt werden konnte. Für Arbeiterinnen ist Amerika also keinesfalls das gelobte Land, als das es so oft hingestellt wird.“

Es wird also noch viel zu tun sein, ehe das Recht der Frauen anerkannt wird, für gleiche Leistung den gleichen Lohn zu erhalten. Die alte Ausrede, daß die Frauen meistens keinen eigenen Haushalt zu versorgen haben, trifft immer weniger zu. Nicht zuletzt liegt die Benachteiligung der Frau im gewerblichen Leben an ihrer geringeren Aktivität in der Gewerkschaftsbewegung.

## Wo werden die wenigsten Kinder geboren?

Die Deutschen sind bekanntlich im Kindergebären nicht mehr so produktiv wie in der Vorkriegszeit. Namentlich in den Großstädten ist der Geburtenüberschuß gering. Auf dem Lande und in den Kleinstädten ist diese Bewegung noch nicht bedenklich, sondern der Zuwachs als durchaus normal zu bezeichnen. Von den Großstädten hat Berlin als einzige einen Sterbeüberschuß. Dieser beträgt 1,50 je 1000 der Bevölkerung. In der Reihenfolge schloßen sich an mit einem Zuwachs: München mit 0,50, Dresden mit 0,52, Hamburg mit 1,32, Darmstadt mit 1,48, Frankfurt a. M. mit 1,74, Breslau mit 2,02, Leipzig mit 2,03, Hannover mit 2,52 und Stuttgart mit 2,73 je Tausend der Bevölkerung. Die Abnahme der oben genannten Städte wird durch Wanderungsgewinn ausgeglichen. In Berlin wanderten 1928 81 000 Personen zu. Sie drückten dort auf den Arbeitsmarkt und vermehrten das Heer der Arbeitslosen entweder direkt oder indirekt. Da die Erwerbslosen überwiegend, wird ebenfalls die Wohnungsnot gesteigert.

# Süßlich vom Slot

Von J. A. London

Aus "The Field", erschienen in der Universitäts-Zeitung, Verlagsaktiongesellschaft, Volkswirtschaft für die Mitarbeiter der Bismarck-Gesellschaft.

Mitten durch Alt-San-Francisco, das heißt durch das San Francisco früherer Tage, der Lage vor dem Erdbeben, lief der Slot. Der Slot war ein Eisenhund, der in der Mitte der Markt-Street entlang lief, und aus ihm tönte das Surren des endlosen, ewigen Rabels, an das sich die Wagen nach Belieben festhaken, um hinauf- oder herabgezogen zu werden. Eigentlich waren es zwei Slots, aber in der schnellen Redeweise des Westens, die Zeit sparen wollte, sagte man — noch dazu in viel weitergehender Bedeutung — „der Slot“. Süßlich vom Slot befanden sich die Theater, Hotels, Kaufhäuser, Bantons und die ehrwürdigen, soliden Geschäftshäuser. Süßlich vom Slot lagen die Fabriken, das Armeleutendiertel, Wäschereien, Werkstätten, Kesselhäuser und die Wohnstätten der arbeitenden Klasse.

Der Slot war der bildliche Ausdruck für die Klassentrennung der Gesellschaft, aber niemand überschritt ihn — hin und zurück — erfolgreich als Freddie Drummond. Er mochte es sich zur Gewohnheit, in beiden Welten zu leben, und in beiden Welten lebte er ausgezeichnet. Freddie Drummond war Professor der Soziologie an der kalifornischen Universität, und in dieser Eigenschaft überschritt er zum erstenmal den Slot, lebte sechs Monate in dem großen Arbeiter-Ghetto und schrieb sein Werk „Der ungelernete Arbeiter“, ein Buch, das alleits als wertvoller Beitrag zur Literatur des Fortschritts und als glänzende Entgegnung auf die Literatur der Unzufriedenheit angesehen wurde. In politischer und ökonomischer Beziehung war es ganz und gar orthodox, Direktoren großer Eisenbahngesellschaften tauschten ganze Auflagen, um sie unter ihren Angehörigen zu verteilen. Der Fabrikantenverband allein verteilte fünfzigtausend Exemplare. Es war in seiner Weise ebenso unmoralisch wie die weltbekannte „Botschaft an Garcia“, und in seiner verderblichen Predigt von Spargamkeit und Zufriedenheit lief es „Frau Wiggs vom Kohlgärtchen“ den Rang ab.

Zuerst wurde es Freddie Drummond ungeheuer schwer, unter den Arbeitern zu leben. Er war ihre Art nicht gewohnt, und sie ließen ihn ganz gewiß nicht. Sie waren mißtrauisch. Was er tat, hatte keiner vor ihm je versucht. Er konnte von keiner Arbeit erfahren, die er geleistet hatte. Seine Hände waren weich. Seine ungewöhnliche Höflichkeit war verdächtig. Zuerst hatte er gedacht, die Rolle des freien, unabhängigen Amerikaners zu spielen, der es gewöhnt hatte, von der Arbeit seiner Hände zu leben, und nicht gewillt war, Erklärungen zu geben. Aber er merkte rasch, daß das nicht ging. Anfangs nahmen sie ihn bis auf weiteres wie eine Sefenswürdigkeit hin. Als er sich bald darauf ein bißchen eingelebt hatte, glitt er unmerklich in eine Rolle hinein, die besser wirkte: Er war ein Mensch, der bessere, sehr viel bessere Tage gesehen hatte, und dem es jetzt — wenn auch sicher nur vorübergehend — schlecht ging.

Er lernte allerlei und verallgemeinerte viel und oft irrig — wie man es auf jeder Seite von „Der ungelernete Arbeiter“ finden kann. Nach, her gefunden, langwierigen Art seiner Klasse lag er sich darauf aus, die Härte, daß er keine Verallgemeinerungen als „Versuche“ bezeichnen. Eine seiner ersten Erfahrungen machte er in der großen Waldman-Königsdorf-Fabrik, wo er kleine Rippen in Accord zu packen hatte. Eine Rippenfabrik lieferte die Teile, und er hatte nichts zu tun, als sie zusammenzupassen und mit einem leichten Hammer zu vernageln.

Es war keine Arbeit, die besondere Fertigkeit verlangte, aber es war Akkorarbeit. Die Arbeiter in der Konventionfabrik verdienten durchschnittlich anderthalb Dollar täglich. Andere Männer sah Freddie Drummond bei derselben Beschäftigung und dem gleichen bequemen Tempo einen Dollar fünfundsiebzig Cent täglich verdienen. Am dritten Tage war er imstande, dasselbe zu leisten. Aber er war ehrgeizig. Ihm lag nichts an dem bequemen Tempo, und da er ungewöhnlich fähig und geschickt war, verdiente er am vierten Tage zwei Dollar. Am nächsten Tage holte er alles aus sich heraus und verdiente zweieinhalb Dollar.

Seine Mitarbeiter zeichneten ihn durch mürrische und finstere Blicke aus und machten in ihrer Sprache Bemerkungen und Witze, die er nicht verstand: daß er dem Arbeiter seine schöne Augen mache, das Rennen gewinnen wolle und nicht zu halten lie, wenn er einmal losgelassen. Ihre Verächtlichkeit der Akkorarbeit lebte ihn in Erstaunen, er verallgemeinerte, schloß daraus auf die unweiserliche Faulheit des ungelerneten Arbeiters und machte sich am nächsten Tage daran, drei Dollar aus seinen Rippen herauszuhämmern.

Als er an diesem Abend die Konventionfabrik verließ, wurde er von seinen zornigen Kameraden gefest. Er verstand die Motive ihres Tuns nicht. Dieses Tun selbst aber war herzerfröhlich. Als er sich weigerte, weniger zu arbeiten und von der Freiheit und Würde der Arbeit und der Unabhängigkeit des Amerikaners sprach, machten sie sich daran, seine Leistungsfähigkeit praktisch zu vermindern. Es war ein harter Kampf, denn Drummond war ein großer, sportgeübter Mann, aber schließlich sprang ihm die Menge auf die Rippen und trat ihm auf das Gesicht und die Finger, so daß er erst, nachdem er eine Woche im Bett gelegen hatte, imstande war, aufzustehen und sich nach anderer Arbeit umzusehen. Dies ist alles getreu in seinem Buch erzählt, und zwar in dem „Die Trübsal der Arbeit“ genannten Kapitel.

Auf darauf machte er sich als Obdienter unter Frauen prompt bei seinen Kollegen unbeliebt, indem er immer zwei Rippen auf einmal trug. Es war offene Anfeindung; aber er war einmal hier, und er beschloß, zu bleiben und so zu beobachten. Er trug jetzt nur noch eine Rippe, und so gut studierte er die Druckbergerlei, daß er ein eigenes Kapitel darüber schrieb, dessen letzter Teil dem Versuch einer Verallgemeinerung gewidmet ist.

In diesen sechs Monaten arbeitete er in vielen Berufen und entwickelte sich zur ausgezeichneten Imitation eines wirklichen Arbeiters. Er war sprachbegabt, legte sich Notizbücher an und machte wissenschaftliche Studien über Slang und Argot der Arbeiter, bis er ganz verständlich mit ihnen reden konnte. Das ermöglichte es ihm, ihre geistigen Prozesse besser zu verfolgen und viele Daten für ein künftiges Buch zu sammeln, das er „Synthese der Psychologie der arbeitenden Klasse“ zu nennen gedachte.

Ehe er von diesem ersten Ausflug in die Internwelt wieder aufsuchte, entdeckte er seine schauspielerische Begabung und zeigte die Bildsamkeit seiner Natur. Er war selbst über seine Einfühlungsgabe erstaunt. Als er erst einmal die Schwierig-

keiten der Sprache und zahlreiche schwer zu füllende Geisteskräfte überwinden hatte, meinte er, in allen Sätzen des Arbeiterlebens gerecht zu sein und sich so anpassen zu können, daß er sich überall zu Hause fühlte. Wie er im Vorwort seines zweiten Buches, „Der Schmerzwerker“, sagte, bemühte er sich wirklich, die arbeitende Klasse kennenzulernen, und die einzige Möglichkeit hierzu war eben, daß er an ihrer Seite arbeitete und ah, in ihren Betten schlief, an ihren Vergnügungen teilnahm, ihre Gedanken dachte und ihre Gefühle teilte.

Er war kein tiefer Denker. Er glaubte nicht an neue Theorien. Seine Richtlinien und Maßstäbe waren die hergebrachten. Sein in den Jahrbüchern der Universität niedergelegtes Urteil über die französische Revolution war nicht sowohl durch die peinliche Genauigkeit und den Fleiß, mit dem er das Material zusammengetragen, wie durch den Umstand bemerkenswert, daß er der trockensten, geistlosesten und langweiligsten Auffassung war, der je über den Gegenstand geschrieben worden. Er war zurückhaltend und hatte viele und schwere Hemmungen. Er besah nur wenige Freunde. Er war zu gemessen, zu kalt. Er hatte weder Laster, noch konnte man etwas, das ihn in Versuchung führen konnte. Er verwarf Tabak, verabscheute Bier, und nie sah man ihn etwas Stärkeres trinken als gelegentlich einen leichten Trichwein.

## Bücher

Ein jeder Mensch hat ein privates Leben, hat neben dem Beruf auch eine Leidenschaft, den einen freut's, Briefmarken einzukleben, der andre sammelt Pfeifen nur und pafft, dem dritten macht ein Wetterfrosch Vergnügen — so klebt man, raucht und fängt mit Eifer Fliegen...

Ich selber nun hab's mit dem Bücherlesen und gebe jede freie Stunde dafür hin; denn nichts beeinflusst günstiger unser Wesen als gute Bücher, die mit offenem Sinn gelesen werden und zu Herzen gehn. (Wie können Bücher doch auch treu zur Seite stehn!)

Doch weiß man auch, das ist ja altbekannt, wer Bücher hat, der hat so seine Sorgen. Man wird mitunter förmlich überantant: »Mein lieber Freund, die's Werk muß du mir borgen!« Man gibt halt nach und zieht's aus dem Regal... Des Liedes Ende heißt: Es war einmal...

Man wäre in der Tat ein großer Narr, wenn man hieraus nicht würde Schlüsse ziehn. »Mein lieber Freund, ich sag's dir klipp und klar, von mir werden keine Bücher mehr verliehn... Ich mag von meinen Büchern keines missen... sie kosten viel Schweiß, das mußst du nämlich wissen!«

Als Juachs hatten ihn seine warmblütigeren Kommilitonen den „Eisstrahl“ gekauft. Unter seinen Kollegen hieß er die „Gefrieranlage“. Er kannte nur eine Sorge, und die war „Freddie“. In der Fußballmannschaft der Universität hatte er diese Sorge kennengelernt, und seiner aufs Äußerste gestellten Seele war es nie gelungen, sie zu überwinden. Für sich blieb er immer „Freddie“, und in schweren Träumen sah er eine Zukunft, da die Welt von ihm als vom „alten Freddie“ sprechen würde.

Denn für einen Doktor der Soziologie war er sehr jung, nur siebenundzwanzig, und er sah noch jünger aus. Außerlich war er ein robustler, stämmiger Akademiker mit glattem Gesicht und guten Manieren, einfach, sauber und gesund, als glänzender Sportsmann bekannt und der Inbegriff kalkühnlicher, auf Zurückhaltung beruhender Kultur. Fachsimpelen waren ihm verhasst, und er sprach erdwidrig über diese Dinge, als seine Bücher die allgemeine Aufmerksamkeit in schweißlicher Weise auf ihn lenkten; da gab er soweit nach, daß er gelegentlich in gewissen literarischen und wirtschaftlichen Vereinen Vorlesungen hielt.

Er machte alles richtig — nur zu richtig — und war in Kleidung und Benehmen von einer unerschütterlichen Korrektheit. Nicht daß er ein Stutzer gewesen wäre: weit entfernt! In Kleidung und Haltung war er der Akademiker, ganz genau dem Typ entsprechend, der sich an unseren höheren Bildungsanstalten in den letzten Jahren entwickelt hat. Sein Händedruck war hinreichend fest und kräftig. Seine blauen Augen waren von einer kalten Bläue und überzeugenden Ehrlichkeit. Seine feste, männliche Stimme war mit ihrer klaren, deutlichen Aussprache eine Freude für das Ohr. Die einzige Schwächen Freddie Drummonds war seine Zurückhaltung. Er wurde nie warm. In seinen Fußballtagen wurde er um so kühler, je heißer das Spiel wurde. Er machte als Boxer von sich reden, aber man hielt ihn für einen Automaten, der mit der übermenschlichen Genauigkeit einer Maschine die Entfernung abschätzte, jeden Schlag zur rechten Zeit ausstieß und sich nie eine Wunde gab. Er wurde selten sehr mitgenommen, aber er nahm auch selten einen Gegner sehr mit. Er hatte zuviel Klugheit und Selbstbeherrschung, als daß einer seiner Stöße kräftiger als beabsichtigt ausgefallen wäre. Er trainierte eifrig und blieb in Form.

Mit der Zeit überschritt Freddie Drummond den Slot immer häufiger und tauchte süßlich der Markt-Street unter. Er verbrachte seine Sommerferien und Winterferien dort, und ob mehrere Wochen oder nur das Weetend — immer fand er die Zeit erfrühlich und wertvoll. Viel Material dort zu sammeln war! Sein drittes Buch „Masse und Herr“ wurde zum Lehrbuch an amerikanischen Universitäten, und ehe er es wußte, war er dabei, ein viertes zu schreiben: „Der Trugschluss der Unfähigen.“ Tragwied zeigte seine Verteidigung doch etwas Unrechtes. Wohlfeil war es ein anergeneses Zurückbeben vor seiner

neuen Umgebung, vielleicht ein von seinen Vorfahren, Generationen von Bismarckern, ererbter Instinkt. Wie dem aber auch sein mochte, das Leben in der Welt der arbeitenden Klasse machte ihm doch Freude. In seiner eigenen Welt war er die Gefrieranlage, hier unten aber war er der „große“ Bill Totts, der trunken und rauchend, Slang sprechen und kämpfen konnte und allgemein beliebt war. Jeder hatte Bill gern, und mehr als eine junge Arbeiterin verliebte sich in ihn. War er zunächst nur ein guter Schauspieler gewesen, so wurde ihm die Verstellung bald zur zweiten Natur. Er spielte nicht mehr, er liebte wirklich Bratwurst und Speck, und doch gab es in seiner eigenen Spähre keine verächtlichere Kost als diese.

(Fortsetzung folgt.)

## Merkwürdige Bestellzettel

In einem Berliner Mittagsblatt finden wir eine Blütenlese merkwürdiger Bestellzettel, die bei einer großen Aktiengesellschaft im Laufe des letzten Jahres eingegangen sein sollen.

Da verlangt ein Kunde aus der Provinz, in der Gegend von Rheinhausen, ausgerechnet von der A.G., die an sich für Lieferung anderer Dinge bekannt ist, sechs Hebammen, noch dazu postwendend, mit höchsten zweitägiger Lieferzeit. Man berät hin und her. Für Scherze dieser Art war der Kunde zu solvent. Die Verkaufsbefehle sandte postwendend sechs Hebamme einer Art, die der Kunde bereits vor Monaten ähnlich erbeten hatte, und siehe da, es kam keine Beantwortung. Das von dem Kunden eingekerkerte Tippfräulein war augenscheinlich mit ihren Gedanken ganz woanders gewesen.

Auch der Bestellung, die ein gutes „Rindvordgerät“ für den Gebrauch auf dem Lande verlangte, ist man schnell gerecht geworden, ebenso der Notizenbestellung für „Weißbleichrom“. Ein Kunde, der ausgerechnet aus China zwanzig Droschuppen und fünf Büstenhalter verlangte, erhielt prompt die gewünschten Droschuppen und fünf Büstenhalter.

Bei der Anforderung einer Preisauflistung für Trauwendertände war die Beratung schon schwieriger, denn die Anforderung kam aus Norwegen, wo es bekanntlich größere Trantodereien gibt. Man sandte dann dem Kunden aber doch lieber eine Preistabelle für Krauwendertände und erhielt auch prompt die Bestellung. Ebenso schwierig war zunächst die Bestellung auf eine komplette Kasse mit Magnetdrahtumwicklung und Kupfering mit den zugehörigen Messinglagern. Nach langem Hin- und Herreden im Büro (es waren allerdings zufällig nur Damen da) kam man darauf, dem Kunden einen gewöhnlichen Gleichstromantrieb zu senden. Eine Beschwerde lief nicht ein.

Aus einem kleinen Schweizer Städtchen lief eine Bestellung ein, die mindestens als kurios zu bezeichnen ist. Es wurde eine mit Wasser gefüllte Flasche überandt, mit dem Bemerkten, daß man für diese Wasserflosse eine geeignete Kleindynamoanlage wünsche. Die wichtigsten Angaben, wie Menge des Wassers, Höhe des Gefälles usw., fehlten leider zunächst. Augenblicklich wartet man auf die Bestellung, wo unter Beifügung einer Luftpumpe ein geeigneter Kundfunkempfänger verlangt wird.

## Spinne und Spinnennetz

„Entnommen der empfehlenswerten Zeitschrift „Urania“. Probehefte stellt der Verlag in Jena gern zur Verfügung.

Wenn von einer Spinne die Rede ist, denkt man gewöhnlich auch an ein Spinnennetz. Aber Dr. S. Vogt stellt fest, daß von den 23 Spinnenfamilien, die in Deutschland vorkommen, nur die Angehörigen von vier Familien regelrechte Fangnetze herstellen. Viele Arten bauen keine großen Netze, sondern nur unregelmäßige, dem Untergrund angehängte Fanggewebe. Die meisten Spinnen ziehen als freie Jäger auf Beute aus, und nur wenige benutzen ihr Talent zum Spinnen. So z. B. fesseln sich die Springinnen beim Sprung auf ihre Beute richtiggehend an. Andere Vertreter des Spinnengeschlechts, wie die Wolfspinnen, haken sich einen oft kunstvollen Beutel zurecht, in dem sie ihre Eier bergen und den sie beständig mit sich schleppen, bis ihre Kinderchen austreten. Dr. Henke (Göttingen) schildert den eigenartigen Gesichtssinn der Springinnen in seiner Arbeit „Über den Vibrationsinn der Nechpinnen“, der es beiden ermöglicht, die Richtung festzustellen, aus der die von einem schwebenden Insekt ausgehenden Schwingungen des Netzes im Zentrum zusammenstreffen. Wie Versuche beweisen, ist dieser Vibrationsinn weder mit dem Hörsinn noch mit dem Tastsinn identisch. Wenn man in der Nähe einer Kreuzspinne eine Stimmgabel mit diesem Ton zum Tönen bringt, antwortet die Spinne bloß mit einem eigentümlichen „Schüttelreflex“. Befestigt man aber einen Draht an einer Zinke der Stimmgabel und legt diesen Draht an der Peripherie des Netzes an einen Radialfaden, so eilt die Spinne unverzüglich herbei und wickelt den schwingenden Draht ein, als wäre er eine Fliege. Legt man den schwebenden Draht dicht neben einem Radialfaden an den Spiralfaden, so bleibt die Spinne ruhig sitzen. Berührt man den Körper der Spinne selbst damit, so laßt sie sofort zu und wickelt den Draht ein. Bei bloßer Berührung mit dem nichtschwebenden Draht oder einem anderen Gegenstand betastet sie diesen bloß, oder sie zieht sich mehr oder weniger rasch zurück.

## Aus Sachsen

Ich habe im üblichen Blauen, nicht dem vogtländischen, sondern dem ebenso benannten Worter von Dresden.

Man gelangt nach Plauen mittels Linie 15 der Städtischen Straßenbahn.

Ich stehe zur Mittagszeit an der Annenkirche und warte auf die 15. Es kommt eine 7, die nach Löbtau fährt. Es kommt eine 107, die nach Löbtau fährt. Es kommt, des starken Verkehrs wegen, eine außerordentliche 7, die nach Löbtau fährt. Dann kommt eine stoppvolle 15.

Ich bekomme traun fürwahr in drangvoll fürchterlicher Enge doch noch einen Platz und bemerke, daß außer Fahrer und Schaffner eine weitere Antseperson den Wagen bevölkert: ein Kontrollleur.

„Wir armen Blauerer“, hebe ich an, „wir werden so benachteiligt. Jetzt mußte ich volle zehn Minuten auf eine 15 warten. Inzwischen gingen nicht weniger als drei Straßenbahnzüge nach Löbtau. Löbtau wird so gut bedient und Plauen so vernachlässigt...“

Da sagt der Kontrollleur gelassen: „Da bißst du nach Löbtau ziehen.“ (Simplizissimus.)

## Der Krater

Was so als selbständiger Buchdruckereibesitzer herumtraucht, ist kaum zu glauben. In fürchterlichen Buden haufen sie meist; in düsteren Gewölben, halbdunklen Räumen, dreckig und feucht, schüttern sie mit „ihrem“ Personal, die Ladenquersche ist schon vornehmer Betrieb. Ihre Druck-Druckeisen sind auch danach. Unverständlich ist nur, daß es Leute gibt, die diesen Murks abnehmen. Und die Glücklichen, die bei ihnen arbeiten! Gewöhnlich ist es nur einer oder eine, eine Hilfsarbeiterin nämlich, die in frommer Einfalt als Anfängerin dort etwas lernen will.

Neulich ist uns so ein Krater über den Weg gelaufen. Wo wird es gewesen sein? Auf dem Arbeitsgericht natürlich. Dieser tüchtige Unternehmer machte in Lohnbuch, er sammerte und klagte, er verdiene nichts und könne daher seiner Anleiterin, einem jungen Mädchen, den Tariflohn nicht zahlen. 100 M. schuldete er der Kollegin schon; mit Ach und Krach erklärte er sich endlich bereit, 100 M. in wöchentlichen Raten zu 10 M. abzugeben. Er selbst war sehr offen vor Gericht; ein Gerichtsvollzieher sei zwecklos, meinte er. Man hielt ihm vor, er solle doch seine Bude zumachen, wenn er rein gar nichts verdiene, und als Arbeiter gehen. Das lehnte er ab; er sei wohl gelernter Arbeiter, Schriftsetzer, habe die Maschinen aber von seinen Eltern geerbt und könne daher seinen großartigen Betrieb nicht auflösen.

Eine junge, unerfahrene Arbeiterin um ihren Lohn prellen, das kann er, das findet diese Zierde der Buchdruckerkunst nicht unmoralisch. Sie soll ihm helfen, das alte Eisen in seiner Schusterbude rentabel zu machen, denn bezahlt hat der faubere Herr trotz des von ihm eingegangenen Vergleichs nicht. Ausschweifen sollte man diese Drecksbuden, damit dort keine ehrliche Arbeiterin mehr um ihren gerechten Lohn betrogen werden kann.

## 250 Mark Wochenlohn

Ja, unsere Unternehmer können sehr hohe Löhne zahlen, sie sind nicht kleinlich, wie es scheint, und huldigen dem Grundsatz: Leben und leben lassen. Auch gibt es Arbeiter, denen der heilige Egoismus über alles geht, die wohl wissen, daß sie eine riesengroße Dummheit begehen und schlecht an ihren Kollegen handeln, wenn sie Mehrarbeit in Überstunden leisten; sie tun es in halber Entschlossenheit mit dem Unternehmer, bis sie dabei gekriegt werden. Wir erzählen kein Märchen.

In einer Druckereiabteilung hat es wirklich ein Arbeiter zu einem Wochenverdienst von 250 M. gebracht. Er schufte, obwohl in anderen Abteilungen starke Entlassungen vorgenommen wurden. Er arbeitete bis in die Nacht hinein, war am Sonntag an seiner Maschine, mit einem Wort: „sah keine Ruh“ bei Tag und Nacht.“ — Was ging's ihn an, wenn andere hungern? Er hatte zu tun! In der Abteilung wurde dicht gehalten; für die Mitarbeiter fiel ja auch etwas ab, wenn sie wohl nicht den Spitzenlohn des einen, vortrefflichen, des Überarbeiters erreichten. Nun gibt es in diesem durchaus nicht keinen Betrieb einen Betriebsrat, der ständig bei der Geschäftsleitung darauf drang, daß in besagter Abteilung eine neue Schicht eingeleitet werden sollte, der allerdings keine Ahnung davon hatte, wie gehoben wurde. Da kamen dem Vorsitzenden des Betriebsrats die Lohnlisten zu Gesicht, die schwarz auf weiß bewiesen, was in der Abteilung „verdient“ wurde. Aus war es mit der Freude. Natürlich bestritt es der Großverdiener, als ihm auf den Kopf zugelegt wurde, wie niederträchtig er an seinen Kollegen gehandelt hatte. Doch Zeugen half nichts mehr. Die Kollegen sollen ihm einige Komplimente gesagt haben.

Ist dieser Vorfall nicht tieftraurig? Von einem Unternehmer erwartet man nicht viel; er bildet sich ein, Überstunden, viel, viel Überstunden sind seinem Betriebe und Verdienst dienlich. Ihn werden wir schwer befehren können. Aber von Kollegen...? In manchen Betrieben wird noch ein wenig Erziehungsarbeit zu leisten sein.

## Aus den Zahlstellen

**Hamborn.** Am 27. Oktober fand unsere Versammlung im „Volkshaus“ statt. Vorsitzende Müsten gab unter „Geschäftlichem“ einige Berichte bekannt. Unter anderem auch ein Schreiben vom Gauvorsitzenden, Kollegen Heilmann, der zum 24. November seinen Besuch nach Hamborn angekündigt hat. Hierauf nahm die Referentin, Frau Niederhelfmann aus Duisburg-Ruhrort, das Wort zu ihrem Vortrage. Die Frau im öffentlichen Leben, der uns einen geistigen Genus bereitet. Sie führte u. a. aus: Die Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern bei der Arbeit und im öffentlichen Leben sei ihnen im Jahre 1918 und durch die Weimarer Verfassung gegeben. Und doch gebe es noch Menschen, die dazu keine Einstellung finden können und den Frauen den Vormut machen, sie seien Gefühlsmenschen. Der anderthalbstündige Vortrag fand starken Beifall. Dann gab die Kassiererin den Kassenbericht, ihr wurde Entlastung erteilt. Nach einigen örtlichen Angelegenheiten konnte die Versammlung geschlossen werden.

**Freiburg i. Br.** Am Mittwoch, dem 23. Oktober, fand im „Gesellschaftshaus“ eine Mitgliederversammlung statt. Der Vorsitzende, Kollege Stifel, begrüßte den in unserer Mitte weilenden Gauvorsitzer des Deutschen Buchdruckerverbandes, Herrn Sandfort. Die Versammlung war gut besucht. Unter Punkt 1, „Mitteilungen“, kam das alte Klagelied Lohnunterschieden wieder zur Sprache. Der Vorsitzende

betonte, man müsse auch selbst vorstellig werden, um den Tariflohn zu erhalten, nicht jede kleine Differenz durch den Vorsitzenden erledigen lassen. Zu Punkt 2 nahm Herr Sandfort das Wort. Er sprach über Entlassungen und über die zur Zeit herrschende Lage im Buchdruckergewerbe. In leichtverständlicher Weise gab der Redner ein anschauliches Bild von der Rationalisierung im Buchdruckergewerbe, die das Meer der Arbeitslosen vergrößert. Zur Zeit zählten wir ungefähr 12 Proz. arbeitslose Gesellen und 7 Proz. Hilfsarbeiter und -arbeiterinnen. Man braucht weiter nichts zu reden, die Zahlen sprechen für sich. Kollege Sandfort ermahnte uns, fest zusammenzuhalten. Die Arbeiter dürfen nicht die Opfer der Rationalisierung der Betriebe werden. Bei ausgeprochenen Kündigungen müsse man sich sofort beim Vorsitzenden melden, dann könne noch etwas verhindert werden. Kollege Stifel dankte dem Redner für seinen lehrreichen Vortrag im Namen aller, was der Beifall der Anwesenden bezeugte. Unter Punkt „Verschiedenes“ wurde der Kartellbericht gegeben, aus dem zu entnehmen war, daß Freiburg eine der teuersten Städte in Deutschland ist. Der Vorsitzende machte den Vorschlag, man möge von einer Weihnachtsfeier dieses Jahr Abstand nehmen und dafür den Kranken und Arbeitslosen unter die Arme greifen, indem man Sammellisten in den Betrieben laufen läßt.

## Rundschau

Des Kollegen Just letzte Fahrt! Ein herrlich schöner Tag verammelte eine große Trauergemeinde vor der Kapelle des Gemeindefriedhofs bei Bielefeld, die unserm verstorbenen Kollegen Albert Just die letzte Ehre erweisen wollte. Nach einer eindringlichen Trauerfeier in der Kapelle wurde der Weg zur letzten Ruhestätte angetreten. Blendender Sonnenschein lag über dem mit Kränzen reich geschmückten Sarg. An der Gruft sprach der Verbandsvorsitzende, Kollege Bucher, tief empfundene Worte und legte namens unseres Verbandes einen Kranz nieder; er dankte dem Verstorbenen, der stets sein Ganzes für die Organisation und für die Kollegenhaft eingelegt hat. Kollege Sparthol sprach im Namen des Gauvorstandes 9 seinem Freund und nächsten Mitarbeiter den Dank aus und gelobte, in demselben Sinne weiterzutämpfen. Weiter sprach noch Gauleiter Heilmann (Köln), der auch mit Kollegen Just einige Jahre zusammen gearbeitet hat. Kränze hatten einhand die Gauen Rheinland-Westfalen, Stuttgart, Frankfurt a. M., Leipzig, Dresden, Thüringen, Hamburg und Schlesien, außerdem die Zahlstellen Hannover, Osnabrück, Oldenburg, Denshausen, Melle, Salzgitter. Fast alle Zahlstellen waren vertreten oder hatten Beileidsschreiben geschickt, ebenfalls die Bruderverbände. Kollegen Just deutet uns die hühle Erde, er ist nicht mehr unter uns, aber seine Arbeit trägt reiche Früchte. Was er in seinem Bereich in seiner schlichten Art für den Verband und die Gewerkschaftsbewegung getan hat, bleibt bestehen und wird fortgesetzt werden von seinen Freunden und Kollegen. Damit wird auch die Erinnerung an ihn nie verblasen.

**Zur Arbeitsmarktlage in unserem Verband.** Für den abgelaufenen Monat haben 169 Zahlstellen über 14 050 männliche, 23 549 weibliche, zusammen 37 599 Mitglieder berichtet. Von diesen waren arbeitslos: 880 männliche = 6,3 Proz., 2410 weibliche = 10,2 Proz., zusammen 3290 = 9,2 Proz. Mitglieder. Verfügbare Arbeitszeit hatten 194 männliche = 1,3 Proz., 817 weibliche = 3,5 Proz., zusammen 1001 = 2,7 Proz. Mitglieder. „An der Berichtserstattung“ haben sich 63 Zahlstellen nicht beteiligt.

**Die Geschäftslage im Buchdruckergewerbe** hat sich nach den Berichten der preussischen Industrie- und Handelskammern im allgemeinen gebessert. Auch die leichte Belegung im Stein- und Offsetdruck hat angehalten. Doch reicht auch hier der Auftragszufluss noch nicht aus, um die Betriebsanlagen voll auszunutzen zu können. Das Angebotsverhältnis der Zeitungen war entsprechend der allgemeinen Wirtschaftslage mäßig und nicht befriedigend. An dem wenig erfreulichen Geschäftsgange bei den Schriftgießereien und hemigraphischen Anstalten hat sich auch weiterhin nichts geändert (Eberfeld, Frankfurt a. M., Hannover, Kassel).

Was heute noch möglich ist, unter dieser Spitzmarke schreibt „Der deutsche Bankangestellte“, das Organ des Allgemeinen Verbandes der Deutschen Bankangestellten: „Auf einer Tagung unserer österreichischen Buderorganisation, die am 7. September in Klagenfurt stattfand, führte der Obmann, Kollege Dr. Lambertshammer, nach einem Hinweis, daß die soziale und dienstrechtliche Stellung der österreichischen Kollegen nach wie vor beispielgebend ist für die Bankbeamten aller anderen Länder, ein bezeichnendes Beispiel dafür an, was heute noch in Ländern möglich ist, wo keine oder nur schwache Gewerkschaften bestehen. Vor einigen Wochen ereignete sich bei einer großen Bank in Paris folgende für uns ganz unverständliche Geschichte: Die Angestellten, die sehr schlecht bezahlt sind, wollen an die Direktion um eine Gehaltsaufbesserung herantreten. Nach langen Befürdungen zeigt es sich, daß es niemand wagt, dieses Ansuchen der Direktion vorzutragen. Man kommt also überein, der Direktion ein Gesuch zu überreichen, das alle zu unterschreiben haben. Aber niemand traut sich schließlich, zu unterschreiben. Als letzter Ausweg wird das Gesuch endlich ohne irgendeine Unterschrift heimlich in der Früh auf dem Tisch des Direktors gelegt.“ Das nennt man Männerstolz vor dem Direktorsstuhl. In Deutschland gibt es so etwas natürlich nicht.

**Fahrtprämierung für Jugendwandler.** Wie der Reichsausschuß der deutschen Jugendverbände mitteilt, haben die Bemühungen um Vereinfachung des Ausweisverfahrens zur Erlangung der Fahrtprämierung noch nicht zu einem Erfolg geführt. Die Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft teilt aber jetzt mit, daß sie die bis jetzt einjährige Geltungsdauer der behördlichen Anerkennungscheine auf zwei Kalenderjahre verlängert hat. Infolgedessen behalten die jetzt im Besitze unserer Jugendgruppen befindlichen, für das Jahr 1929 ausgetretenen, hellblauen Karten, die die Berechtigung zur Inanspruchnahme der Fahrtprämierung bezeugen, Geltung für das Jahr 1930. Solche Jugendgruppen, die sich diese behördliche Anerkennung noch nicht verschafft haben, können sich auf demselben Wege wie bisher (siehe Broschüre „Wanderungen und Ferienfahrten“) die notwendigen Ausweise besorgen.

**Nationalsozialistische Berufsgewerkschaften.** In kruppeliger Weise treten die Nationalsozialisten im öffentlichen Leben in Erscheinung. Es ist ihnen gelungen, aus gewissen schlichten Anlaufstufen aus sich zu sammeln und mit diesen Propaganda für einen Sozialismus eigener Art zu entlasten. Nachdem im politischen Kampf Formen der sozialistischen

Bewegung mißbraucht worden sind, versucht diese Partei, sich eines zuverlässigen Rückhalts zu verschaffen, indem sie die Gründung eigener Gewerkschaften in Erwägung zieht. Auf dem Wege über Betriebszellenorganisationen soll dieses Ziel erreicht werden. Zwar ist die Gelegenheit für die Schaffung eigener Gewerkschaften noch nicht günstig, wie es in einer Entschließung, die Anfang August auf einer Tagung in Nürnberg angenommen wurde, heißt; man hofft aber, im Laufe der Zeit durch entsprechende Arbeit das Ziel zu erreichen. Es heißt in der Entschließung:

„Die NSDAP. sieht in den nunmehr anzustrebenden Betriebszellenorganisationen die Grundlage, von der aus zu gegebener Zeit die Schaffung nationalsozialistischer Berufsgewerkschaften in Angriff genommen werden kann. Bis dahin wird den Parteigenossen, die als Arbeiter, Angestellte und Beamte tätig sind, empfohlen, in ihren gewerkschaftlichen Verbänden zu bleiben und dort, gestützt auf die von diesen Verbänden faktuarisch verbürgte parteipolitische Neutralität, jede Propaganda zugunsten marxistischer und demokratischer Parteien nach Möglichkeit zu verhindern.“

Die freien Gewerkschaften werden den Faltenkreuzlern das Handwerk legen. Der Zentralverband der Angestellten bemerkt dazu, daß ihm verschiedentlich von Ortsgruppen seines Verbandes Mitteilungen zugegangen sind, daß Nationalsozialisten um Aufnahme in den ZVdA nachgesehen haben. In unserm Verbande werden wir diese Brüder genau so behandeln wie die Kommunisten, wenn wir sie bei den Zersplitterungsbestrebungen fassen. Unsere Mitglieder werden genau achtgeben müssen.

## Berlin

Am Sonntag, dem 8. Dezember, nachm. 3 Uhr, im Staatlichen

Schillertheater:  
**2 x 2 = 3**

Catspiel in vier Akten von Gustav Wied

Karten zum Preise von 1,50 Mark einschließlich Garderobe und Programm im Büro der Ortsverwaltung, Ritterstraße 1, erhältlich. Die Plätze werden verlost, Beginn der Verlosung 1/4 Uhr.

## Männerchor „Solidarität“ 1893

Mitglied des Deutschen Arbeiter-Sängers-Bundes  
Leitung: Kapellmeister Emil Thilo.

Sonntag, den 24. November

## Herbstkonzert

in der Hochschule für Musik, Berlin-Charlottenburg, Hardenbergstr.

Mitwirkende:

Fritz Lechner, Bariton; Josef Zimmer, Orgel und Klavier

Eintritt: Vorverkauf 75 Pf., Abendkasse 1 M.

Saalöffnung 9/2 Uhr.

Anfang 7/2 Uhr.

Die Plätze werden verlost.

Karten bei der Ortsverwaltung und den Mitgliedern des Männerchors „Solidarität“.

Am Sonnabend, dem 2. November verstarb nach langem, schwerem Leiden unser treuer Kollege

**Albert Just**  
im Alter von 54 Jahren.

Der Verstorbene war uns jederzeit ein steter, hilfsbereiter Helfer. Sein Wirken für die Organisation wird uns immer als leuchtendes Vorbild dienen.

Wir werden sein Andenken stets in Ehren halten.

Die Mitgliedschaft der Zahlstelle Bielefeld.

Am 28. Oktober verstarb nach kurzer Krankheit das Mitglied

**Liesbeth Böder**  
(Bibliographisches Institut)  
im Alter von 29 Jahren.

Ein ehrendes Andenken bewahrt ihr

Der Gau Leipzig.

Nach langem Leiden verstarb unser Mitglied

**Richard Friedrich**  
(Dresdner Nachrichten)  
Wir werden den Verstorbenen ein ehrendes Andenken bewahren.

Die Mitgliedschaft Dresden.

Unserer lieben Kollegin Marie Krause und Bräutigam die herzlichsten Glückwünsche zur Vermählung.  
Zahlstelle Nordhausen.

Unserem werten Kollegen Emil Mellin und Braut die besten Glückwünsche zur Vermählung.  
Zahlstelle Straßburg.

## Abrechnungen

In der Woche vom 4. bis 9. November sind die Abrechnungen des zweiten Quartals für Gau 2 aus Frankfurt und für Gau 10 aus Hamburg bei der Hauptkasse eingegangen.

Geldsendungen kamen aus Dresden 15 263,36 M., Frankfurt a. M. 9012,30 M., Hamburg 17 821,05 M., aus Hannover 8450 M.

Berlin, den 9. November 1929. H. Loda h. l.

Für die Woche vom 10. November bis 16. November ist die Beitragsmarke in das 46. Heft des Mitgliedsbuches über der Mitgliedskarte zu kleben.

Beantwortlich für Redaktion: R. Schultze, Charlottenburg, Dreierdammstraße 10, Telefon: Amt Westend 1328. — Verlag: H. Vobach, Charlottenburg, — Druck: Buchdruckereistätte GmbH, Berlin SW 61, Dreierdammstraße 6.